

Die Welt als Bühnenbild

Große Jörg-Immendorff-Retrospektive im Münchner Haus der Kunst: „Für alle Lieben in der Welt“

Von Annette Krauß

München (DK) Dass der 1945 geborene Jörg Immendorff, der seit den 1980er-Jahren als einer der wichtigsten deutschen Maler gehandelt wird, nach seiner Schulzeit an der Düsseldorfer Akademie Bühnenbild studierte, bevor er dann 1964 sein „richtiges“ Kunststudium bei Joseph Beuys begann – das könnte man abtun als Nebensächlichlichkeit. In Wirklichkeit muss er genau bei den Bühnenbildern so malen gelernt haben, dass es sein Künstlerleben prägte. Betrachtet man nun seine großformatigen Gemälde im Haus der Kunst, wo der scheidende Kurator Ulrich Wilmes ihm die bisher umfangreichste Retrospektive widmet, dann wird deutlich: Hier benutzt einer die Leinwand, um alles in den Blick zu nehmen – die ganze Welt mit ihren Verwerflichkeiten und Unzulänglichkeiten, aber auch die eigene Rolle als Künstler. Und all dies tut Immendorff in einem Stil, der mit der gegenständlichen Malerei jongliert, sie ironisiert – und zugleich Raum lässt für abstrakte Binnenzeichnungen. Einem vermeintlichen Nachkriegs-Diktat des Kunstmarktes zur Abstraktion aber hat sich Immendorff nie gebeugt.

Die Ausstellung präsentiert 187 Werke in den hohen Räumen im Haus der Kunst, und Immendorffs Gemälde schaffen das, was selten gelingt: Als Betrachter vergisst man das monumentale Pathos der Architektur und konzentriert sich auf diese ungeheure Mal-Lust, die vor Augen geführt wird. Die Exponate, viele davon groß wie Bühnenbilder, sind in Kapitel geordnet, folgen nicht streng der Chronologie – und das erleichtert das Verständnis.

Gleich in Raum 2 hängt ein kleinformatiges Bild: Zu sehen ist ein „armer Maler“ frei nach Spitzwebe armem Poeten in der Dachstube, dem ein längerer Text beigefügt ist: „Ich wollte Künstler werden / Ich träumte davon, in der Zeitung zu stehen, von vielen Ausstellungen und natürlich wollte ich etwas ‚Neues‘ in der Kunst machen. Mein Leitfaden war der Egoismus.“ Diese Wünsche sind in Erfüllung gegangen, kann man angesichts seines Erfolges resümieren – ob der Egoismus prägend war, müssen Freunde wie Altbundeskanzler Gerhard Schröder beurteilen, der die Eröffnungsrede zur Ausstellung hielt.

Der Bilderreigen beginnt mit den provokanten Baby-Bildern, deren Süßlichkeit verfremdet wird – eines davon gab der



Politische Kunst: „Wo stehst du mit deiner Kunst, Kollege?“, fragte Jörg Immendorff 1973. Mit der „Lidlstadt“ von 1968 schuf sich Immendorff eine neue Bühne: die Utopie einer idealen Stadt. Das Gemälde „Für alle Lieben in der Welt“ (unten, links) gab den Titel für die Münchner Schau. Fotos: Estate of Jörg Immendorff, Courtesy Galerie Michael Werner Märkisch Wilmersdorf, Köln, New York

Schau den Titel: „Für alle Lieben in der Welt“, daneben hängt das berühmt gewordene Schriftbild: „Hört auf zu malen“ von 1966. Immendorff fängt damals erst richtig an zu malen, und er kniet sich hinein in eine Agitprop-Kunst, denn als Mitglied der maoistischen KPD hat er an der Enge und Spießigkeit der BRD eine Menge zu kritisieren. Seine Bilder wirken wie Plakate, steigern sich dann aber nicht nur im Format.

Seine Serien „Café Deutschland“ und „Café de Flore“ sprengen fast die Räume und zeigen auf subtile Art Gegensätzlichkeiten: Hier blickt Brecht auf einen geschlossenen Raum herab, wo zwei deutsche Fahnen als Tischdecke erhalten müssen und, wie Mit-Kurator Damian Lentini erläutert, kein Fenster und keine

Tür Auswege aufzeigen – und dort, in Paris, entfaltet sich intellektuelles Leben wie ein Tanz auf der Terrasse.

Und dann malt Immendorff am Ende seines Lebens noch einmal sich selbst als Maler – nicht mehr in einer Dachstube, sondern in einer weiten Landschaft, die im Vordergrund Wüste ist, deren gelber Sand nur notdürftig die Leiber der ermordeten Juden bedeckt und die im Hintergrund schwarz und brennend ist wie bei Hieronymus Bosch. Auch das ist Immendorff: Immer wieder zitiert er Malerkollegen, platziert er Hinweise auf eine lange Maltradition. Und mittendrin, zwischen nächtlichem Feuer und heißer Wüste, sitzt ein Maler vor der Staffelei, sein Gewand ist ein Muster aus Knochen, und er malt ein Paar

mit Kind in der Manier des Eugène Delacroix. Vater, Mutter und Kind als heile Welt mitten im Inferno, und der Bildtitel erklärt: „Die Aufgabe des Malers“.

Als Immendorff dieses Bild malt, 1998, gehorchen ihm noch seine Hände. Seit 1997 leidet er an der Nervenkrankheit ALS, die am 28. Mai 2007 zu seinem Tod führt. Im letzten Jahrzehnt delegiert er das Malen an Assistenten, ohne die Bildhöhe abzugeben. Wie seine 30 Jahre jüngere Ehefrau, die Bulgarin Oda Jaune, die er 2000 heiratete, jetzt vor den Bildern erklärte, wurden viele Motive der späten Bilder im Internet gesucht, am Bildschirm zusammengebaut, ausgedruckt und dann – oft mit vielen Abänderungswünschen des Künstlers – auf der Leinwand minutiös erarbeitet. So müssen

auch seine letzten Selbstbilder entstanden sein: Der Künstler als sitzender Adler vor einer Kerze, die Palette hoch erhoben und umschirmt von Flügeln, in die Druckgrafik der Renaissance eingeschrieben ist. Das Spiel mit der Kunst, mit Stilen und Zitate, beherrschte Immendorff. Er überlagerte Schattenrisse, Tapetenmuster und gegenständliche Malerei zu gemalten Collagen, schuf aus immer wieder auftauchenden Versatzstücken einen eigenen bildgewaltigen Kosmos, dem man mit Erstaunen, Bewunderung und Neugierde nun studieren kann.

Bis zum 27. Januar 2019 im Münchner Haus der Kunst, geöffnet täglich von 10 bis 20 Uhr, donnerstags bis 22 Uhr. Im Oktober 2019 geht die Schau nach Madrid.

80 Millionen Dollar für Hockney?

New York (AFP) Ein Ölgemälde des Briten David Hockney hat offensichtlich gute Chancen, zum bislang teuersten Werk eines lebenden Künstlers zu werden. Das Auktionshaus Christie's in New York gab den geschätzten Wert von „Portrait eines Künstlers (Pool mit zwei Figuren)“ mit 80 Millionen Dollar (68,5 Millionen Euro) an. Das Gemälde soll im November versteigert werden. Christie's erwartet, dass dann der von dem US-Künstler Jeff Koons gehaltene Rekord gebrochen wird. Dessen Stahlskulptur „Ballonhund“ hatte das Unternehmen im Jahr 2013 für 58,4 Millionen Dollar versteigert.

Hockneys Werk von 1972 zeigt einen schick angezogenen Mann, der am Rande eines Pools steht. Er blickt auf einen anderen Mann hinab, der auf ihn zu schwimmt. Den Hintergrund bildet eine idyllische Wald- und Berglandschaft. Der Mann am Rande des Beckens sei Hockneys früherer Liebhaber Peter Schlesinger, erläuterte Alex Rotter, Abteilungsleiter für zeitgenössische Kunst bei Christie's. Schlesinger war Schüler Hockneys an der University of California in Los Angeles. Ihre Beziehung endete 1972. Der auf dem Bild gezeigte Mann im Wasser könnte Schlesingers damals neuer Liebhaber sein, sagte Rotter.

„Portrait eines Künstlers (Pool mit zwei Figuren)“ ist eines der berühmtesten Werke Hockneys. Christie's wollte nicht mitteilen, wer der bisherige Besitzer des Werkes ist. Nach Angaben der Nachrichtenagentur Bloomberg und der Website „Artnet“ gehört es dem britischen Milliardär Joe Lewis, Eigentümer des Investmentunternehmens Tavistock Group und des Fußballvereins Tottenham Hotspur.



Das Gemälde „Portrait of an Artist“ des Briten David Hockney könnte den Auktionsrekord sprengen. Foto: Christie's/dpa

Mutter erfüllt sich Jugendtraum

München (dpa) Als Teenager sah sie bei einem ihrer ersten Kinobesuche „Star Wars“. Die Filmmusik hatte es Anne-Sophie Mutter (kleines Foto) sofort angetan. Nun erfüllt sich die Weltklasse-Geigerin einen Jugendtraum: Sie wird am 14. September 2019 auf dem Münchner Königsplatz bei ihrem ersten wirklich großen Open Air ihrer Karriere eigens für sie arrangierte Stücke aus berühmten Filmmusiken des mehrfachen Oscar-Preisträgers John Williams spielen. „Das ist ein Wagnis für mich“, sagte die Ausnahmekünstlerin am Freitag in München. Die meisten der bei dem Open Air gespielten Werke unter anderem aus „Schindlers Liste“ oder „Die Geisha“ würden derzeit für Geige umgeschrieben. Im kommenden Frühjahr nimmt Mutter die Arrangements zusammen mit dem Royal Philharmonic Orchestra unter der Leitung von David Newman auf CD auf – Titel „Across The Stars“. Mutter verweigert sich dem Mainstream im Klassikmarkt beharrlich und tritt fast ausschließlich in Konzertsälen auf. Der Vorverkauf hat bereits begonnen. Karten gibt es auf www.myticket.de und www.eventim.de. Foto: Kneffel/dpa



Rembrandt entdeckt?

Amsterdam (dpa) Der niederländische Kunsthändler Jan Six hat nach eigener Darstellung ein weiteres bislang unbekanntes Werk des holländischen Meisters Rembrandt (1606–1669) entdeckt. Er habe das Gemälde „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ beim Kölner Auktionshaus Lempertz bereits 2014 als Werk Rembrandts identifiziert, sagte Six der Tageszeitung „De Volkskrant“. Gemeinsam mit einem nicht genannten Investor habe er das Gemälde für rund 1,5 Millionen Euro ersteigert. Der Rembrandt-Experte Ernst van de Wetering soll es nach den Worten des Händlers als Frühwerk des Malers ansehen. Wichtiges Indiz sei, dass eine der Figuren auf dem Gemälde ein Selbstporträt Rembrandts sei. Six hatte bereits im Mai internationalen Furore gemacht, als er das bis dahin unbekanntes Rembrandt-Gemälde „Portrait eines jungen Mannes“ vorgestellt hatte.

Ein Roboter als Mörder?

Der „Tatort“ mit Meret Becker und Mark Waschke erzählt von Liebe, Verlust und Einsamkeit

Von Volker Bergmeister

Berlin (DK) Barista nennt man denjenigen, der in einer Bar oder einem Café für die Zubereitung des Kaffees zuständig ist. Normalerweise ist der aus Fleisch und Blut. In diesem Fall nicht: Ein Roboter macht dies im Robista-Coffeeshop auf dem Berliner Ku'damm, 24 Stunden, sieben Tage die Woche, ohne Pause. Damit nicht genug: Er soll auch noch seinen Besitzer getötet haben. Das Opfer hat eine Stichwunde im Nacken. Die vermeintliche Tatwaffe ist schnell gefunden: eine blutverschmierte metallene Barista-Nadel, die in ihrer vorgesehenen Halterung steckt.

Doch es gibt noch eine weitere Leiche samt ungewöhnlichem Verdächtigen im neuen „Tatort: Tiere der Großstadt“: Im Wald wird eine Joggerin gefunden. In der Wunde, an der sie verblutet ist, stecken Wildschweinhaare. Und so erwartet die Berliner Kommissare Rubin (Meret Becker) und Karow (Mark Waschke) eine Mördersuche zwischen Hightech und animalischer Natur.

Nina Rubin übernimmt die Ermittlungen im Fall der toten Carolina Gröning. Deren Mann ist am Boden zerstört. Doch bald stellt sich heraus, dass es in der Ehe Spannungen und ein belastendes Ereignis in der Vergangenheit gab. Karow konzentriert sich auf den Fall des Coffeeshop-Besitzers Menke. Dessen Frau Kathrin scheint unberührt vom Tod ihres Mannes. So sucht der Kommissar nach Zeugen, stößt dabei auf einen alten Mann (Horst Westphal), der Beobachtungen gemacht hat. Aber kann er dessen blumigen Erzählungen auch glauben?

Zwei Fälle mit zwei vermeintlichen Unfällen lässt Beate Langmaack (Grimme-Preis-gekrönt, u.a. für „Guten Morgen, Herr Grothe“) in diesem Krimi parallel ablaufen. Die haben auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun, entwickeln aber

im Wechselspiel Spannung und beschäftigen sich beide mit menschlichen Ur-Ängsten, der „Angst vor der zerstörerischen Wucht der Natur und der Angst vor einer Zukunft, in der Maschinen, die nur noch von wenigen Spezialisten beherrschbar sind, uns massiv manipulieren“, sagt Langmaack: „Die Gesetze der Natur bleiben archaisch, die Gesetze der Technik scheinen uns zu entgleiten.“



Künstliche Intelligenz, aber auch gefährliche, wilde „Tiere der Großstadt“ beschäftigen das Berliner „Tatort“-Team Robert Karow (Mark Waschke) und Nina Rubin (Meret Becker). Foto: Klein/rbb/dpa

Roland Suso Richter („Der Tunnel“, „Mogadischu“, „Die Spiegel-Affäre“) hat die Geschichte(n) sehr atmosphärisch umgesetzt, bedient sich einer ungewöhnlichen, aber sehr ansprechenden Bild- und Musiksprache. Die elektronischen Klänge stammen von Nils Frahm, dem Komponisten, der auch schon die Musik zu dem preisgekrönten Film „Victoria“ geliefert hat. Und für die imposante Bildgestaltung – vom nächtlichen Großstadtleben im Zeitraffer bis zu den sich wie ein roter Faden durch den Film ziehenden Tieren der Großstadt (Wildschweine, Krähe, Fuchs, Katzen, Hunde, Tauben) – sorgt Max Knauer.

Den schlauen Roboter im Film gibt es wirklich, wenn auch nicht im automatisierten Kaffeekiosk. Der heißt Gisela, ist eine zweiarmlige Multifunktionsmaschine und baut in einem Berliner Geschäftskomplex Spielzeugroboter in sechs Minuten zusammen. Als Mörder gibt es ihn nur im Krimi.

„Tatort: Tiere der Großstadt“ läuft am Sonntag, 20.15 Uhr, in der ARD.